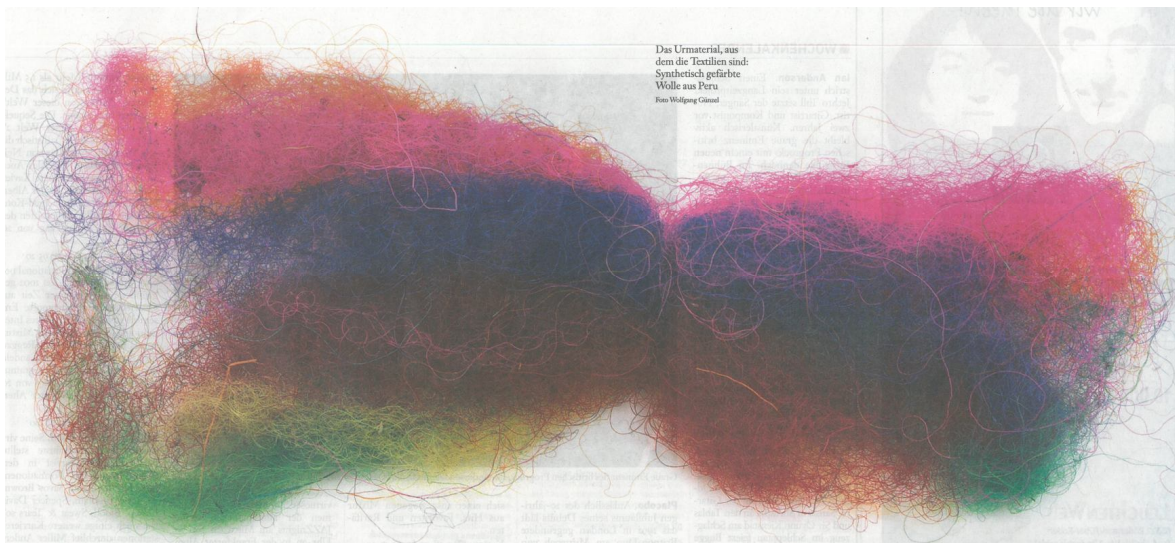


# Fasern und Fäden

Am Anfang hat der Mensch gesponnen: Die große Ausstellung „Der rote Faden“ im Frankfurter Weltkulturenmuseum schlägt einen weiten Bogen vom Weben zum World Wide Web. *Von Michael Hierholzer*



Das Urmaterial, aus dem die Textilien sind: Synthetisch gefärbte Wolle aus Peru  
Foto Wolfgang Gänzel

Auf den ersten Blick wirkt es wie eine kleine Vogelscheuche, auf den zweiten wie ein aus einem einzigen Sack gefertigtes Kostüm, eine gruselige Verkleidung für ein Kind, das Gespenst spielen will. Bei näherem Hinschauen stellt der Betrachter fest, dass dieses merkwürdige Kleid ein ebenmäßiges Muster besitzt und manche verblüffenden Details. So sind etwa die Löcher zum Hindurchschauen am Rand mit großen Körnern besetzt, und wir erfahren, dass dies Samen der Hiobsträne sind, einer tropischen Getreidepflanze. Bei diesem Textil handelt es sich um das Maskengewand eines Kindes, das Objekt stammt von der Südwestküste Neuguineas und wurde bei einem Ritual genutzt, das bei der Aufnahme verwaister Menschen in eine neue Familie nötig war. Sie trugen diese Masken, die bis zum Boden reichten, um Waisenkinder einer mythischen Erzählung zu repräsentieren, und mussten erst einmal jemand ganz anderes werden, eine Art Aliens, damit sie anschließend adoptiert und somit wieder Teil der Gemeinschaft werden konnten.

Der Stoff, aus dem die Textilien sind, und jener, der sich in Texten ausdrückt, sind eng miteinander verwandt, weisen zahlreiche symbolische Verbindungen auf, gehören zu den ältesten Phänomenen, in denen sich das Menschsein offenbart. An den Exponaten aus den ethnologischen Sammlungen des Frankfurter Weltkulturenmuseums lässt sich unschwer erkennen: In Tücher und Kleidungsstücke sind Mythen eingewebt, Farben und Formen textiler Objekte erzählen von der Geschichte, vom sozialen Status, von den gemeinschaftsstiftenden Ritualen von Stämmen, Völkern, Gesellschaften, Kulturen. In der Schau „Der rote Faden“ geht es um Fasern, die zu Fäden, um Fäden, die zu Stoffen, um Stoffe, die zu Textilien werden. Thema sind uralte Techniken und tief in der Sprache verwurzelte Metaphern.

Aber der Bogen, den diese lehrreiche und übersichtlich gestaltete Schau schlägt, ist noch ein viel größerer. Die Welt als Gewebe, das uns umhüllt, und als Netz, in das wir uns verstricken: Die

jetzt eröffnete, über zwei Stockwerke reichende Ausstellung bringt die Digitalisierung der Welt überraschenderweise, aber ziemlich folgerichtig mit dem Webstuhl in Zusammenhang. Denn schon im frühen 18. Jahrhundert wurden Webstühle mittels Lochkarten gesteuert, und 1843 schrieb Ada Lovelace in London das erste Programm für einen mechanischen, mit Lochkarten arbeitenden Computer. Das entsprechende Gerät wurde nie gebaut, aber die englische Mathematikerin, die als Frau zu jener Zeit nur unter größten Mühen ihrer wissenschaftlichen Leidenschaft nachgehen konnte, gilt längst als die erste Person überhaupt, die den Unterschied zwischen Hardware und Software verstanden hat. Mittlerweile wird sie als erster Programmierer gefeiert.

Die Tübinger Künstlerin und Kunstwissenschaftlerin Ruth Stützel Kaiser hat in der Villa am Schaumainkai, dem, wie es den Anschein hat, noch lange als Provisorium dienenden Hauptausstellungsort des Museums, eine Installation geschaffen, die auf die Pionierin der Informatik Bezug nimmt. Und auch auf George Boole, der die Grundlagen geschaffen hat für die Computertechnologie. Die Formel  $x$  gleich  $x$  hoch  $n$ , mit der die Wand eines Raumes tapeziert ist, bedeutet, dass Informationen endlos reproduziert werden können. Das Netz ist weltumspannend und erweitert sich permanent. Die Parallele zum Gewebe, das immer wieder neu gesponnen wird, stellt sich zwangsläufig

her: An Fäden, die im Raum gespannt sind, hängen Objekte aus der Kollektion des völkerkundlichen Museums, Spindeln, Kämmen und andere Utensilien, die Menschen aus unterschiedlichen Weltgegenden benutzten, um profane und sakrale Stoffe herzustellen.

Am Anfang der Präsentation finden sich Beispiele für Fasern, die von der Vielfalt der Materialien und dem Erfindungsreichtum der Menschen gleichermaßen zeugen: Grasfasern und Baumwolle, Brotfruchtbaumrinde und Orchideenbast, Schilffasern und menschliches Haar dienen als Grundlage für die Textilherstellung, die in dieser Schau nachvollzogen werden kann. Wobei – was dem Charakter der Objekte, die das Museum besitzt, entspricht – die moderne industrielle Fertigung ausgeblendet wird. Dabei ist freilich erstaunlich, wie kunstfertig und funktional in diversen kulturellen Kontexten gesponnen und gewoben wurde. Mit Hil-

fe von Spindeln wurden aus Fasern Fäden gesponnen. Überall. Aus Schaft und Wirtel besteht eine Spindel, wobei der Wirtel die Spindel in Schwung versetzt, damit sich die Fasern zu Fäden verdrehen. In der Ausstellung wird eine kleine Phänomenologie der Spindel vor Augen geführt, ein auch in der westlichen Welt als Märchenmotiv bekannter Gegenstand. Ebenfalls zu sehen sind Webvorrichtungen und allerlei Hilfsgeräte, um die Fäden schließlich zu Stoffen zu verketten. Das Augenmerk wird unter anderem auch auf das Färben gelegt: Farben sind gesellschaftliche Distinktionsmerkmale, wir wissen alle noch, dass der seltene Purpur einst dem König vorbehalten war. Einige sehr schöne Beispiele aus Indonesien geben dem Publikum einen Eindruck davon, dass Batiken ästhetische Wirkungen entfalten kann, mit denen die meisten Versuche in dieser Technik, die hierzulande angestellt werden, wenig zu tun haben.

Vom Weben zum Flechten ist es nicht weit, so sind in der Ausstellung auch Arbeiten von Sarah Sense und Shan Goshorn zu sehen, zwei nordamerikanischen Künstlerinnen indigener Abstammung, die sich in ihren Werken mit ihrer Herkunft und, was zunächst überrascht, ihrer Verbindung zu Europa beschäftigen. Shan Goshorn verwebt in ihre farbenfrohen Körbe Botschaften, die teilweise überhaupt nicht fröhlich sind, es geht um erzwungene Assimilation, Völkermord, Missbrauch von Kindern. Aber auch um grundlegende Werte der Cherokee. Wie merkwürdig und mitunter auch wunderbar alles auf diesem Planeten verwoben ist, lässt die Geschichte der Choctaw-Indianer ahnen, denen Sarah Sense angehört: Sie wurden 1830 aus ihrer angestammten Heimat vertrieben und sammelten 1847 Geld, um während der großen Hungersnot in Irland die dort leidende Bevölkerung zu unterstützen.

